

Die Zähne des Paradiesvogels

1

Es war bitterkalt draußen. Der eisige Februar hatte die Natur fest im Griff und bewahrte den Schnee schon seit drei Wochen vor dem Schmelzen. Dieter Kern saß in einem überheizten und mehr als dicht besetzten Wagen der S-Bahn. Seine Kehle brannte und er hatte pulsierende Kopfschmerzen. Selbst die Brausetablette, die er am Morgen eingenommen hatte, verschaffte ihm nicht die erhoffte Linderung. Der Lärm, den die vielen durcheinanderschwatzenden Fahrgäste produzierten, lastete wie ein Helm auf seinem Kopf. Jeder Versuch, diese Geräuschkulisse auszublenden, war aussichtslos, ebenso aussichtslos wie der Versuch, sich mit der wissenschaftlichen Abhandlung, die er in den Händen hielt, auseinanderzusetzen.

Lange saß er nahezu reglos da. Nur ab und zu versuchte er, mit Ellbogen und Schulter den in Jeans verpackten, zudringlichen Hintern einer neben ihm stehenden jungen Frau so weit auf Distanz zu halten, dass sein Blick auf das Manuskript frei blieb. Er konnte aber nicht verhindern, dass die Schwankungen des über Weichen fahrenden Zuges sich auf die Masse der Stehenden übertrug, womit auch der an sich äußerst attraktive Po bei jeder Rechtskurve in bedrohliche Nähe kam. Dessen hübsche Besitzerin drehte sich um und äußerte mit einem Ausdruck des

Bedauerns: „Entschuldigung, es tut mir leid, wenn ich Sie einengen, aber ich kann wirklich nichts dafür.“

„Kein Problem, ich kann sowieso nicht lesen“, erwiderte Kern, wobei er sich bemühte, seiner heiseren Stimme Struktur zu geben und sein zerknittertes, schlecht rasiertes Gesicht in freundliche Falten zu legen.

„Sie können nicht lesen? Das ist höchst ungewöhnlich. In Ihrem Alter sollte man eigentlich lesen können.“

„In meinem Alter? Ich sehe heute vielleicht etwas älter aus, als ich tatsächlich bin.“ Angesichts der Attraktivität seiner Gesprächspartnerin hatte sich sein männlicher Jagdinstinkt geregt. Er erwartete eigentlich eine freundliche Widerrede, lag damit aber total falsch.

„Bei Ihnen war das Aufstehen heute wohl der erste Schritt in die falsche Richtung“, meinte sie lachend.

Durch das anregende Geplänkel oder das dabei freigesetzte Testosteron waren Kerns Kopfschmerzen plötzlich wie weggeblasen. „Sie haben recht. Ich wäre gerne einmal am Abend so müde wie am Morgen.“

Sie versuchte, ihrem lachenden Gesicht einen mitleidigen Ausdruck zu geben, indem sie die Lippen schürzte. „Ich bedaure Sie wirklich sehr. Das Leben scheint Ihnen übel mitzuspielen. Wo drückt denn der Schuh?“

Während der Zug langsam in den Bahnhof Basel einfuhr, erhob sich Kern und antwortete mit einem mitleidheischenden Blick: „Es ist der Lauf der Dinge, der mich erschreckt: Leonardo da Vinci ist tot, Einstein ist auch tot, und mir geht's, wie Sie sehen, auch schon ziemlich schlecht.“

Während sie laut lachte, packte Kern sein ungelesenes Manuskript in seine Aktentasche und schlüpfte in seine Jacke. Dann strebte er – mit seiner attraktiven Bekanntschaft im Kielwasser – im Sog der anderen Fahrgäste zum Ausgang. Er stieg aus, holte tief Luft und spürte, wie die klirrende Kälte spitz in seine Lunge stach. Er wandte sich seiner Gesprächspartnerin zu und mein-

te: „Jetzt bleibt mir kaum mehr, als Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

Sie erwiderte darauf augenzwinkernd: „Er hat, für mich zumindest, schon einmal ganz lustig angefangen.“

Kern verdrängte die Kopfschmerzen, die sich wieder bemerkbar machten, setzte ein möglichst freundliches Lächeln auf und fragte, sich mehrfach räuspernd: „Darf ich Sie zu einem Espresso einladen?“

Sie schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich habe leider in fünfzehn Minuten einen Termin.“

„Besteht die Möglichkeit, dass wir uns wiedersehen?“

Sie deutete auf ihren Ehering. „Zu spät, aber wer weiß, das Leben ist voller Überraschungen. Leider muss ich mich beeilen. Auf Wiedersehen.“ Sie winkte ihm zu und entfernte sich mit einem Lächeln.

Kern schaute ihr noch eine Weile nach und machte sich dann, von der frischen Temperatur nun gänzlich wach, eiligen Fußes auf den Weg zum Centralbahnplatz, wo er sich eine Gratiszeitung aus dem aufgestellten Kasten nahm und dann lesend auf das grüne Tram wartete. Die Kopfschmerzen waren zwar wieder da, aber die Kälte hatte sie etwas in den Hintergrund treten lassen.

Nach drei Minuten stand Kern in der Straßenbahn und ließ sich zuerst zum Aeschenplatz und dann mit einer anderen Linie zum Medical Sciences Center der Universität bringen. Nach einem kurzen Fußmarsch war er am Ziel und betrat das etwas in die Jahre gekommene Universitätsgebäude. Im steten Bestreben, sich ein bisschen in Form zu halten, vermied er wie üblich den Aufzug und rannte stattdessen die breite Treppe hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Nach dem ersten Treppenabsatz betrachtete er den Versuch jedoch als gescheitert, da der brummende Schädel und die durch die improvisierte Schlafgelegenheit geschundenen, schmerzenden Glieder seinen sportlichen Leistungen heute eine klare Grenze setzten.

Dieter Kern war Mitte dreißig, dunkelhaarig, mittelgroß, nicht übel aussehend, immer sehr lässig gekleidet und Single. Eine längere feste Beziehung hatte er bislang noch nie. Er war ein Wissenschaftler aus Berufung, ein Besessener, ein Verrückter. Mit seinem Kreativhirn produzierte er ständig neue Ideen, Konzepte und Hypothesen, die er dann mit seinem analytischen Verstand sezierte und auf Schwachstellen abklopfte. Nur Ideen, die diese rigorose Selbstkontrolle unbeschadet passierten, wurden seinen Kollegen zur Diskussion vorgelegt oder experimentell überprüft. Genau so akribisch und absolut gnadenlos zerlegte er die Hypothesen, Resultate und Schlussfolgerungen von Berufskollegen. Während diese Eigenschaften an sich, zusammen mit seiner Begeisterung für die Wissenschaft, eigentlich ideale Voraussetzungen für eine große Forscherkarriere waren, machte er sich mit seiner stets frei und völlig undiplomatisch geäußerten Kritik, die weder vor großen Namen noch vor etablierten Ansichten zurückschreckte, nicht nur Freunde. Anzeichen, dass er sich deswegen zu ändern trachtete, ließen sich jedoch nicht einmal andeutungsweise finden. Er war nur im Gesamtpaket, das heißt mit allen Ecken und Kanten, zu haben.

Dieter Kern hatte in Zürich Neurobiologie studiert und an der Rutgers University in Newark, USA, eine brillante Dissertation geschrieben. Die Zeit danach verbrachte er mit zwei zeitlich befristeten Postdoc¹-Jobs in München und Bern. Bei beiden Arbeitsstellen war seine wissenschaftliche Arbeit von bemerkenswertem Erfolg gekrönt und mündete in vielbeachtete Publikationen in hochklassigen Zeitschriften. Trotzdem verspürte er nicht den Wunsch zu bleiben, so dass er die an beiden Stellen offerierte Vertragsverlängerung nicht annahm.

Die freie Zeit nach dem Job in Bern und vor dem geplanten neuen Job an der ETH Lausanne hatte Kern mit dem Ausleben seiner zweiten Leidenschaft überbrückt: Er spielte als Jazzpia-

¹ Forschungs- und Ausbildungsstelle nach der Promotion.

nist in Clubs und Hotels. Diese musikalische Leidenschaft hatte völlig ungeplant einen bedeutsamen Einfluss auf seine wissenschaftliche Laufbahn. Als er vor seinem musikalischen Auftritt im Foyer eines Tophotels in der ausgelegten Zeitung blätterte, war er auf ein hochinteressantes Stelleninserat der Universität Basel gestoßen. Eigentlich hatte er sich geistig bereits auf die ihm zugesicherte, zeitlich unbefristete Stelle in der neuronalen Grundlagenforschung in Lausanne eingestellt. Sie hätte einen respektablen Schritt auf der Karriereleiter nach oben bedeutet. Aber irgendwie schien ihm die ausgeschriebene, zeitlich befristete Basler Postdoc-Stelle im Bereich Psychiatrie aufgrund der von ihm gewünschten Nähe zum Patienten so interessant, dass er seine Bewerbungsunterlagen einreichte, obwohl die Stelle für ihn weder vom Gehalt noch von der Verantwortung her eine Verbesserung zu bedeuten schien und er für eine simple Postdoc-Position eigentlich schon zu arriviert war.

Überraschend schnell wurde er zum Gespräch mit anschließendem Seminarvortrag eingeladen, und schon während des Interviews ahnte er, dass er den Job bekommen würde. Wichtige Gründe für die Entscheidung zu seinen Gunsten waren vor allem zwei mit den anderen üblichen Unterlagen eingereichte erstklassige Publikationen in *PNAS*² und in *Neuroscience* sowie ein didaktisch hervorragender Vortrag über neue Denkansätze zur Behandlung der Schizophrenie. Es war vor allem der Vortrag, mit dem er den Selektionsausschuss nicht nur überzeugte, sondern sogar begeisterte. Daher war es keine Überraschung, dass er von der Universität, auf Eilantrag seines Chefs, Professor Peter Herschkoff, schon bald nach seinem Stellenantritt auch einen Lehrauftrag erteilt bekam.

Für die starke Unterstützung durch Herschkoff gab es zwei Hauptgründe: Erstens hatte er das wissenschaftliche Potenzial Kerns sofort erkannt und wollte diesen als Mitarbeiter möglichst

² *Proceedings of the National Academy of Science.*

schnell fester an seine Abteilung binden. Dieter Kern passte nur allzu perfekt in Herschkoffs Pläne, das Labor für Grundlagenforschung auszubauen. Kerns Fähigkeiten, in einer Präsentation auf den Punkt zu kommen und komplexe Zusammenhänge einfach darzustellen, machten ihn auch für den Lehrauftrag zur Idealbesetzung. Es ging Herschkoff dabei aber nicht nur um die altruistische Förderung eines Hochtalentierten; ihm war natürlich sofort bewusst, dass er die arbeitsintensive Grundvorlesung „Pharmakologie des ZNS³“ ohne Bedenken an Kern abtreten konnte. Die Vorlesung war für Herschkoff neben allen anderen Verpflichtungen aufwendig und eine nicht zu vernachlässigende zeitliche Belastung, die er sehr gerne delegierte.

Professor Herschkoff hatte als medizinischer Leiter der Sankt-Urban-Klinik die Verantwortung über die zwei sich weitgehend überlappenden Bereiche „Klinik“ und „Forschung“. Während die Mehrzahl des Klinikteams primär mit der medizinischen Versorgung der psychisch kranken Patienten beschäftigt war, nahm ein Teil der Ärzte regelmäßig an multinationalen klinischen Studien mit neuen oder etablierten Medikamenten teil.

Die von der Klinik getrennt im Medical-Sciences-Gebäude der Universität untergebrachte nichtklinische Forschungsabteilung war noch sehr klein. Sie begrenzte sich auf Kern und seine drei Mitarbeiter. Es war deshalb nicht zu vermeiden, dass Kern, dem einzigen Nichtmediziner in Herschkoffs Abteilung, eine unbeabsichtigte Sonderstellung zukam. In Abteilungsmeetings geschah es häufig, dass seine durch Studium und wissenschaftliche Arbeit geprägte pointierte Argumentation Fragen aufwarf, die im von praktischer Schulmedizin geprägten klinischen Umfeld leicht übersehen wurden. Umgekehrt profitierte Kern durch die klinische Orientierung seiner Kollegen in hohem Maße von deren Nähe zum Patienten und war dadurch gezwungen, seine Befunde immer im Lichte der ultimativen Zielsetzung, einer

³ Zentrales Nervensystem.

Verbesserung der Lebensqualität des Patienten, anzusehen. Von unschätzbarem Wert waren für ihn die Einsichten in die Planung und Durchführung klinischer Studien mit schizophrenen und depressiven Patienten.

Kern hatte einen ausgezeichneten Draht zu seinen klinischen Kollegen. Sie mochten seine respektlose Kreativität oder kreative Respektlosigkeit, die den traditionell eher langatmigen und sachbezogenen Meetings und Diskussionen ungewohnte Farbe und Würze verlieh. Die kaum durch politisches Kalkül gebremste Sympathie wurzelte nicht zuletzt in der Tatsache, dass Kern als Nichtmediziner für die Kliniker in Bezug auf Karriere keine direkte Konkurrenz darstellte. Er wurde generell als humorvoller, feiner Kerl gesehen, als einer, der es liebte, die Feste zu feiern, wie sie fallen. Gestern war so eine Gelegenheit: Er hatte mit seinem Trio im *Frisco* in Rheinfelden gespielt, die Afterparty voll auskosten, ganze drei Stunden auf einem fremden, unbequemen Sofa geschlafen. Der pochende Kopfschmerz, das wusste er bestimmt, kam nicht vom Mineralwasser.

Auf dem Weg zu seinem Büro, welches in unmittelbarer Nachbarschaft des praktisch nie benutzten Zweitbüros seines Chefs lag, blieb er stehen und blickte kurz durch das in die Tür eingebaute Fenster ins große Labor. Dann öffnete er die leicht knarrende Tür und, ohne einzutreten, meldete er sich mit einem heiseren „Guten Morgen“ bei seinen beiden fest angestellten Mitarbeitern an.

Céline Klein drehte ihren Kopf mit einem mütterlich verstehenden Schmunzeln im Gesicht.

„Hallo Dieter! Ich nehme an, du hast soeben ‚Guten Morgen‘ gesagt. Ich habe leider nicht erkannt, in welcher Sprache.“

Céline war Elsässerin, Mitte dreißig, mit braunen, leicht gelockten Haaren, großen, strahlend hellgrünen Augen, perfekten weißen Zähnen und vollen Lippen. Leider hatte ihre Vorliebe für alles, was irgendwie essbar war, vermutlich im Zusammenspiel mit einer genetischen Veranlagung, nicht zu übersehende

Spuren hinterlassen. Sie war sehr füllig, selbst für Rubens keine Option. Ihre majestätisch wogende Erscheinung hätte wohl noch am ehesten bei Lucian Freud künstlerische Begeisterung wecken können. Kern schätzte, dass sie gut zwanzig Kilogramm mehr wog als er selbst. Darüber war sie einerseits sehr unglücklich, andererseits vermochte sie mit einem Stück Schokolade oder Gänseleber ihre Unglücksgefühle in engen Grenzen zu halten. Sie hatte ein DESS⁴, was etwa einem Mastergrad entspricht. Sie war sehr intelligent und unerhört schlagfertig. In Kerns Augen tat sie eindeutig zu wenig mit diesem geistigen Rüstzeug. Sie hatte keine ehrgeizigen Karrierepläne und betrachtete ihre Arbeit als interessanten Job, der ihr genug zum Leben einbrachte. Sie befasste sich in Kerns Projekt mit der elektrischen Spontanaktivität bestimmter Hirnareale und leistete zur Charakterisierung von klinisch verwendeten Medikamenten wertvolle Dienste. Wenn nötig, arbeitete sie schnell und mit einer beeindruckenden Präzision.

Wenn aber einmal nichts Dringendes zu tun war, hielt sie sich Kaffee trinkend und von Mitteilungszwängen förmlich gepeinigt auf Dauerbesuch in benachbarten Labors auf. Damit trieb sie Kern zu ausgedehnten Suchaktionen. Obwohl sie lieber Liebesromane als wissenschaftliche Berichte las, war sie in der Lage, die wichtigen methodischen Details in einem wissenschaftlichen Bericht sofort zu erkennen und die betreffende Technik in kürzester Zeit zu etablieren. Dabei ruhte sie nicht eher, bis die Anordnung perfekt funktionierte und hochgradig reproduzierbare Ergebnisse lieferte.

Die zweite Person, die Kerns krächzenden Gruß grinsend erwiderte, war Hartmut Fink.

„Steht dir gut, dein neuer Schmuck!“

„Welcher Schmuck?“ Kern blickte mit fragendem Gesicht zu Fink.

⁴ Diplôme d'Études Supérieures Spécialisées.

„Ich sehe doch, dass du heute Augenringe trägst!“

Hartmut Fink war ein schlanker, etwa vierzig Jahre alter Diplombiologe aus Südbaden. Er war die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit in Person, immer zur Stelle, wo Einsatz gefragt war, immer gut gelaunt. Sein dunkler Bart reichte bis an den Rollkragen seines naturbelassenen beigen Wollpullis. Er trug etwas zu große Jeans und während der Arbeitszeit immer klappernde Holzsandalen. Er liebte und lebte Vollwertkost, glaubte an biologische Landwirtschaft, aß Müsli und Soja. Er war zwar kein Vegetarier, aß aber nur selten Fleisch. Kern hatte ihn noch nie Alkohol trinken gesehen. Fink war mit einer Schweizer Bauerntochter verheiratet und Vater zweier Kinder.

Drittes Mitglied der Laborbesatzung war Roman Portner, Kerns Doktorand, ein hoch aufgeschossener Lausbub mit einem äußerst losen Mundwerk. Er hatte dunkle wilde Haare, ein Supergedächtnis für Daten und Fakten und ein sehr gutes Fingerspitzengefühl für wissenschaftliche Experimente. Die dicke braune Hornbrille auf seiner Nase prägte sein Gesicht und war mit der Zeit zu seinem unverkennbaren Markenzeichen geworden. Er war zurzeit noch nicht im Labor, da er an einer Vorlesung teilnahm.

Kern ließ die Labortüre wieder scheppernd ins Schloss fallen und strebte seinem Büro zu. Er öffnete die Türe und trat ein, entledigte sich seiner beigen Steppjacke, hängte sie an einen der drei direkt an der Wand angebrachten Kleiderhaken und startete seinen Computer. Während dieser hochfuhr, ging Kern noch einmal in den Korridor und versorgte sich am Getränkeautomaten mit einem dringend benötigten Kaffee, dem er geschmacklich an diesem speziellen Tag noch weniger als sonst abgewinnen konnte. Besonders unangenehm schien ihm heute der Abgang: ein lang haftender Nachgeschmack von bitterem Sand. Der Kaffee war zwar stärker, aber nur unwesentlich besser als das dünne, saure Gebräu aus dem von einer Herdplatte ständig gewärmten gläser-

nen Krug mit aufgesetztem Filter, welches in den USA zur Labor- und Kantinenstandardausrüstung gehörte.

Seit ein paar Wochen musste Kern sein Büro mit Dr. Hans Gruber, einem Psychiater aus Wien, teilen, der aus für Kern unerfindlichen Gründen für zwei Jahre in der Grundlagenforschung arbeiten wollte. Kern war an sich sehr flexibel und äußerst verträglich, musste aber erkennen, dass dieser Dr. Gruber das absolut einmalige Talent besaß, ihn mit überheblichem Gehabe und mit herablassenden Worten an die Grenzen seiner sprichwörtlichen Toleranz zu bringen.

Dr. Hans Gruber hatte ein fein geschnittenes Gesicht, aus dem eine große, aber schmale Nase und ein spitzes Kinn herausragten, und relativ lange, gewellte, die Ohren bedeckende, blonde Haare. Er trug eine goldfarbene, dünnrandige Brille und stets einen schicken Anzug, meist mit zugehörigem Gilet, und immer eine auffällige Krawatte. Mit seinem großzügig verwendeten, süß-penetranten Rasierwasser setzte er überall raumfüllende Duftmarken. Er kam am Morgen immer sehr spät und ging dafür umso früher. In internen Kolloquien gefiel er sich mit geschraubt formulierten Ausführungen über die Philosophie der Wissenschaft. Im eigentlichen Sinn arbeiten gesehen hatte ihn noch nie jemand. Er hatte irgendwo eine Freundin, mit der er, sehr zu Kerns Missfallen, ausgedehnt und völlig ungeniert telefonierte. An konzentriertes Arbeiten war während dieser Telefonate nicht zu denken. Aber auch zwischen den Telefonaten konnte Kern oft kaum konzentriert arbeiten, da Gruber ihn ständig auf nervtötende Art mit irrelevanten Fakten und Theorien unterhielt.

Herschhoff hatte ihm den neuen Kollegen Gruber als vielversprechenden Kliniker angekündigt, der am Anfang einer großen Karriere stehe. Dass er der Sohn eines einflussreichen Wiener Psychiaters, eines Duzfreundes von Herschhoff, war, hatte Kern erst später erfahren.

Herschkoff hätte Gruber eigentlich auch problemlos in seinem fast unbenutzten Zweitbüro unterbringen können, was er aber, angeblich um den interdisziplinären Gedankenaustausch zwischen Gruber und Kern zu fördern, nicht tat. Kern war sich dieser Begründung nicht so sicher. Er glaubte eher an eine kleine, wissentlich schlecht getarnte Machtdemonstration.

Als Kern mit dem heißen Kaffeebecher in sein Büro zurückkam, sah und hörte er, wie Hans Gruber, der inzwischen eingetroffen war, tief in seinem Bürodrehstuhl hängend in ein intensives Telefongespräch mit der Verwaltung der Klinik oder Universität verwickelt war. Ungeduldig und mit erkennbar geringem Interesse hörte Gruber seiner Gesprächspartnerin zu, bis er, vom Sprechdrang völlig übermannt, mit erhobener Stimme mehrfach zum Sprechen ansetzte.

„Jetzt hören Sie mir gut zu, gnädige Frau. Ich bin hier an Ihrer Universität, weil in Ihrem ganzen Land für diese Stelle kein gleich gut qualifizierter Bewerber gefunden werden konnte. Entsprechend ruhen auf mir sehr hohe Erwartungen. Ich erbitte mir deshalb meiner Person gegenüber den gebührenden Respekt. Bitte nehmen Sie zur Kenntnis, dass es mir in diesem Sinn und Geiste völlig gleichgültig ist, welche Bürostühle gemäß Reglement für welche Positionen vorgesehen sind. Tatsache ist, dass der mir hier zur Benutzung überlassene Bürostuhl in keinsten Weise meinen Ansprüchen genügt, und ich bestehe darauf, in kürzester Frist einen meiner Stellung und Funktion entsprechenden Ersatz zu bekommen.“

Durch die ungewollt mitgehörte Diskussion animiert, blickte Kern auf seinen eigenen Bürostuhl, der zwar um Jahre älter, aber im Prinzip genau das gleiche Modell war.

„Ich wäre sehr froh, wenn ich Professor Herschkoff mit dieser Angelegenheit nicht belästigen müsste, würde dies aber im Hinblick auf eine mögliche Beschleunigung des Prozesses ohne Zögern tun.“ Gruber hängte den Hörer ein und wandte sich

Kern zu: „Findest du nicht auch, dass man in diesem unbequemen Scheißstuhl nicht einmal richtig nachdenken kann?“

„Ich habe bisher im Sitzen keine offensichtliche Behinderung beim Nachdenken gespürt. Das könnte aber anatomisch dadurch erklärbar sein, dass *mein* Denkapparat am oberen Ende der Wirbelsäule angebracht ist.“

Kern hatte bereits während des Gesprächs aus den Augenwinkeln einen Schatten in der Türe auftauchen sehen, beim kurzen Hinblicken Peter Kuster, einen Mitarbeiter des Labor- und Gebäudedienstes, erkannt und ihm kurz zugelächelt. Jetzt drehte er sich, auf seinem Bürostuhl sitzen bleibend, ganz dem Besucher zu. Peter Kuster war gut fünfzig Jahre alt, untersetzt, gemütlich, mit einem leichten Doppelkinn. Sein etwas gelichtetes Haar hatte er mit einem tiefgelegten Scheitel kunstvoll über den Kopf verteilt. Auf seiner kleinen Nase saß eine zwar modisch extravagante, aber völlig unpassende rechteckige, rote Brille. Er trug einen zugeknöpften blauen Arbeitsmantel, der mindestens eine Konfektionsgröße zu eng war. Im Bauchbereich befand sich der Mantelknopf entsprechend im Würgegriff seines Knopflochs und die straff gespannten letzten Fäden deuteten auf die Unvermeidlichkeit einer baldigen Trennung hin.

„Dieter, ist es okay, wenn ich die Pipetten jetzt gleich sterilisiere? Das Plastikbecken mit den gebrauchten Pipetten ist zwar nicht einmal halbvoll, aber morgen habe ich kaum Zeit.“

„Klar, mach nur. Wenn du keine Zeit hast, können wir das auch gut einmal selbst machen. Aber, sag mal, was hast du denn morgen Großes vor? Hast du wieder mal ein Rendezvous?“

Kern wusste, dass sein Gegenüber seit einiger Zeit verzweifelt eine Frau suchte, nachdem ihm vor ein paar Jahren die erste mit einem Fitnesstrainer durchgebrannt war. Kuster war eigentlich gelernter Drogist. Er hatte durch die Trennung von seiner Frau eine Zeitlang die Kontrolle über sein Leben und damit auch seinen Job im Drogeriemarkt verloren. Seit geraumer Zeit zeigte sein Stimmungs- und Lebensbarometer aber wieder nach

oben. Mit viel Glück im Unglück bekam er über das Arbeitsamt die Stelle als „Mädchen für alles“ im Medical-Sciences-Gebäude der Universität: Er verteilte die Post, wusch und sterilisierte die Laborglaswaren, führte kleine Reparaturen im ganzen Gebäude durch und organisierte Handwerker, falls eine notwendige Reparatur sein sehr beachtliches technisches Geschick überforderte. Er meinte lächelnd:

„Ja, ja, richtig geraten.“ Unsicher grinsend strich er sich über den Scheitel. „Es war ja wohl auch nicht allzu schwer. Ich treffe mich morgen Abend tatsächlich mit einer Frau.“

„Und deswegen bist du morgen den ganzen Tag unabkömmlich?“

„Nein, morgen haben wir ein Problem mit der Heizung zu lösen. Am Nachmittag muss ich Kostenvoranschläge für mehrere größere Projekte einholen und eine Reihe von telefonischen und schriftlichen Bestellungen machen. Da ich mir noch die Haare schneiden lassen will, werde ich früher Feierabend machen. Ich will ja schließlich gut aussehen.“

„Das kann ich verstehen. Wie lange kennst du die Dame schon?“

Kuster trat unsicher von einem Bein aufs andere und sagte: „Seit rund einem Monat.“

„Weißt du, wie sie aussieht?“

„Natürlich, wir haben übers Internet Bilder ausgetauscht!“

„Damit weißt du jetzt vermutlich, wie sie vor zehn Jahren unter günstigsten Bedingungen ausgesehen hat.“

„Das macht doch nichts, mein Bild war auch schon gut fünf Jahre alt!“, entgegnete Kuster verlegen grinsend.

„Na Peter, wieder einmal auf Brautschau?“ Céline Klein, die mit einem Stoß Resultaten unterm Arm aufgetaucht war und den Rest der Konversation mitbekommen hatte, klopfte dem fast einen Kopf kleineren Kuster dabei kräftig auf die Schultern. Das Überraschungsmoment und die physikalische Masse hinter diesem freundschaftlich gemeinten Klaps genügten, um ihn

völlig aus der Balance zu bringen. Wegen eines rettenden Ausfallschrittes nach vorn entglitt ihm für kurze Zeit die Kontrolle über seinen Bauch, der sich – jetzt entfesselt – zu seiner wahren Größe entfaltete und dem Mantelknopf zum fliegenden Abgang verhalf.

„Tut mir leid Peter“, meinte Céline mit bedauerndem Tonfall, „der Knopf ist leider weg. Wenn du in Zukunft den Arbeitskittel zwei Nummern größer wählst, nimmst du zwar etwas Spannung aus deinem Leben, erlaubt dir aber zu atmen, ohne ständig blau anzulaufen. Ich hoffe in deinem Interesse, dass die Garderobe für das Rendezvous morgen deiner Kleidergröße entspricht. Vergiss nicht: Es ist dein Blutdruck und nicht dein Sexappeal, der steigt, wenn du zu enge Hosen trägst. Was wirst du denn tragen beim großen Ereignis?“

„Ich mache auf ‚locker‘, modisches T-Shirt, Lederjacke, Jeans.“

„Das habe ich mir doch gleich gedacht, du bist ja auch der absolute Jeanstyp. Falls du eine fachkundige weibliche Meinung im Hinblick auf dein Outfit brauchst, kannst du mich heute Abend darin zum Essen einladen. Ich werde dich dann modernmäßig beurteilen.“

„Gott bewahre, deine kulinarischen Ansprüche und dein Appetit würden mich nachher für Wochen in eine Suppendiät zwingen.“

„Was hast du denn morgen im Sinn? Ein, zwei Michelin-Sterne? Oder dinierst du mit deiner Angebeteten bei Burger King oder lässt du zum Candle-Light-Dinner am Wurstgrill bitten?“

„Ihr seid ja richtig kreativ. Das sind alles tolle Vorschläge für weitere Gelegenheiten. Für morgen habe ich aber andere Pläne. Ich gedenke, mit meiner Begleiterin am Barfüsserplatz amerikanisch zu essen.“

„Da gehen aber hauptsächlich junge Leute hin. Du wirst vermutlich mit Abstand der Älteste in der Runde sein. Macht dir das nichts aus?“

„Erstens fühle ich mich jung, und zweitens ist meine morgige Partnerin erst 35!“

Céline wollte etwas erwidern, verschluckte sich und musste heftig husten. Mit heiserer, stockender Stimme meinte sie dann: „Hast du daran gedacht, dass sie in fünfzehn Jahren 50 ist! Was willst du dann mit einer so alten Frau?“

„Spaß beiseite. Findet ihr es tatsächlich schlecht, dass sie so viel jünger ist?“

„Nein, nein, das hat unbestreitbar auch Vorteile, sie kann sich locker bücken, falls dir die Viagra-Pille aus dem offenen Mund fällt.“

„Meine Damen und Herren. So unterhaltsam Ihnen die momentane Diskussion auch erscheinen mag, so sehr stört sie mich beim konzentrierten Arbeiten. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber es gibt tatsächlich Menschen hier, die für ihr Geld hart arbeiten.“ Dr. Grubers Wiener Akzent war unüberhörbar.

Obwohl ihn eigentlich niemand mehr ernst nahm, ließ die unerwartete Unterbrechung den Gesprächsfluss fast augenblicklich versiegen, und Céline beeilte sich, Kern endlich ihre neuen Resultate zu präsentieren, während Kuster sich anschickte, die rund dreißig Pipetten zu sterilisieren.

2

Kern erinnerte sich, dass er Peter Herschkoff noch nicht über den großen Schizophreniekongress in London informiert hatte. Da Herschkoff über eine längere Zeitperiode geschäftlich abwesend war, hatte sich diese Berichterstattung zwangsläufig verzögert. Zur telefonisch vereinbarten Zeit machte Kern sich deshalb zu Fuß auf den Weg zu Herschkoffs Hauptbüro in der Sankt-Urban-Klinik. Diesen Weg ging er nicht ungern, denn damit ergab sich eine Gelegenheit, Christine Sutter, die Assistentin im Vorzimmer seines Chefs, zu sehen.

Christine war ein Jahr älter als Kern, dunkelhaarig und von einer schlichten Apartheit, die leicht übersehen wurde, vor allem dann, wenn sie, wie üblich, ihre dickrandige schwarze Lesebrille aufgesetzt hatte. Unvoreingenommene Besucher vermuteten in ihren markanten, hohen Wangenknochen und ihren fast schwarzen gewellten Haaren und ebenso dunklen Augen einen spanischen Einfluss. Dieser Eindruck war aber, wie sie auf entsprechende Fragen glaubhaft versicherte, komplett unzutreffend. Sie war sehr schlank und immer unauffällig gekleidet. Heute trug sie einen dunkelgrauen Pullover mit V-Ausschnitt und Jeans sowie, als einzigen Farbtupfer, ein pastellblaues transparentes Halstuch aus Seide. Obwohl ihr eher blasses Gesicht gut etwas Farbe vertragen hätte, trug sie kein Make-up und benutzte nur selten Lippenstift.

Seit seiner Ankunft in Basel hatte Kern versucht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er musste sich allerdings mehr und mehr eingestehen, dass sie ihm nicht das Gefühl gab, insgesamt auch nur einen kleinen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Glaubte er, ihr etwas näher gekommen zu sein, wurde dies von ihr meist fast augenblicklich mit einer neutralisierenden Bemerkung quittiert, was Kern zum lange verdrängten Schluss kommen ließ, dass er möglicherweise nicht ganz ihr Typ war. Sie blieb zwar immer freundlich und hilfsbereit, aber emotional völlig neutral.

Als Kern das immer offene Vorzimmer zu Herschkoffs Büro betrat, wurde er, wie üblich, von Christines freundlichem, aber eher unverbindlichem Lächeln empfangen. Sie wusste, weshalb er kam, und bedeutete ihm, sich noch ein bisschen zu gedulden, da Herschkoff noch am Telefonieren sei. Das war ihm nicht unrecht, bot sich ihm doch damit eine Gelegenheit, ein Gespräch anzufangen. Er wollte gerade zum Sprechen ansetzen, als sie ihm zuvorkam: „Walter Steiner, unser Oberarzt, war vor einigen Wochen in Rheinfelden bei einem Konzert deiner Band. Er war total begeistert von Musik und Ambiente.“

„Ja, er war bereits zum zweiten Mal dabei. Ich habe mich über sein Interesse sehr gefreut.“

Er fühlte ihren prüfenden Blick auf seinem Gesicht.

„Du siehst heute etwas zerknittert aus. Habt ihr gestern Abend mit der Band gespielt oder einfach nur gefeiert?“

„Wir haben fast bis Mitternacht geprobt, dann haben wir noch ein paar Bierchen getrunken.“

„Wann spielt ihr wieder öffentlich?“

„In ein paar Wochen, ich glaube am 10. Mai, spielen wir im *Millenium*. Danach gibt's wieder eine längere Pause.“

„Ausgerechnet am 10. Mai. Das ist sehr schade, ich würde euch zwar gerne einmal spielen hören, aber ausgerechnet am 10. Mai feiert mein Vater seinen 65. Geburtstag.“

„Ich würde mich natürlich wahnsinnig freuen, wenn du bei einem Gig mal dabei wärst.“

„Ich verspreche, dass ich irgendwann kommen werde. Ich habe ja schon viel über euer Trio gehört. Ich weiß zwar, dass ihr Jazz spielt, das ist aber auch alles. Was für einen Jazzstil spielt ihr eigentlich?“

Kern war über ihr vollkommen unerwartetes Interesse sehr erfreut. Ohne zu antworten, zog er sich einen Besucherstuhl heran und setzte sich.

„Wir spielen Klaviertriojazz. Das geht von Klassikern des modernen Pianojazz wie Theolonius Monk, John Lewis, Dollar Brand bis zu Rockjazznummern von Jan Hammer, Joe Zawinul oder Ramsey Lewis. Wir haben auch einige eigene Jazzadaptionen von Popsongs.“

„Spielt ihr immer das gleiche Programm?“

„Ich habe eine Liste mit den Titeln. Nach dieser Liste fangen wir an, dann lassen wir uns aber meist vom Geschmack des Publikums, das heißt von der Stärke des Applauses, leiten. In den meisten Clubs tendiert der Geschmack des Publikums eher in Richtung Bauch, das heißt in Richtung Jazzrock.“

Während er mit Christine plauderte, sah er sie pausenlos an. Sie war nicht im klassischen Sinne schön. Sie war apart, interessant, etwas ganz Besonderes. Sie hielt ihre hässliche schwarze Lesebrille in der Hand, den einen Bügel an den Lippen, und blickte Kern interessiert lächelnd an. Er fühlte sich gefangen von ihrem Blick und eingesogen in ihre zauberhafte Aura. Obwohl er mit Christine am liebsten noch stundenlang weiter geplaudert hätte, sagte er, verwirrt durch diese ungewohnten Wahrnehmungen, plötzlich:

„Telefoniert Peter eigentlich noch?“

„Er hat, wie ich sehe, gerade seinen Anruf beendet.“

Kern verwünschte sich: Warum zum Teufel habe ich die Stimmung zerstört und zum Tagesgeschäft übergeleitet? Er gab sich gleich selbst die Antwort: weil er Angst hatte, dass er sich die fragile erotische Stimmungsnote nur eingebildet hatte.

Er winkte ihr noch hastig zu, klopfte kurz an die Tür und trat ins Allerheiligste ein. Herschkoff blickte ihn freundlich an und bedeutete ihm mit einer eleganten Geste, am Besuchertisch Platz zu nehmen.

Peter Herschkoff war ungefähr sechzig Jahre alt, Mediziner, Psychiater, Chef, Spezialist für Psychopharmaka mit Forschungsschwerpunkt Schizophrenie und Depression. Er war eine imposante, etwas behäbige Gestalt: ziemlich groß und weißhaarig. Sein weißer Schnurrbart hob seine ganzjährige Sonnenbräune hervor. Er hatte eine Polterstimme und sein entsprechend lautes Lachen hörte man schon von Weitem. Man traf ihn immer im weißen Arztkittel an.

Obwohl er sich mit seinen klinischen Assistenten und Oberärzten duzte, war es kein Du auf Augenhöhe, es war ein gnädiges Du und wirkte immer etwas aufgesetzt.

Herschkoffs Umgangston mit dem Nichtkliniker Kern war sichtbar entspannter. In ungewohnter Diplomatie wollte er diesen nicht mit autoritärem Gehabe abschrecken, da ihm Kerns unverhüllte Abneigung gegen jede Form von autoritärem Verhalten

nicht lange verborgen geblieben war. Dazu kam, dass Herschkoff als Kliniker in der Grundlagenforschung viel weniger kompetent war, weshalb er Kern schlecht von oben herab begegnen konnte. Der weitaus wichtigste und dritte Grund war jedoch die Einsicht, dass Kern für die Wahrnehmung und Äußerung hierarchischer Nuancen im Umgangston ganz einfach der Wille fehlte.

Herschkoff setzte sich zu Kern.

„Wie war der Kongress?“

„Sehr viele Leute, eine erstklassige Organisation und einige sehr interessante Präsentationen.“

Kern hatte seine Notizen bereits vor sich und antwortete, den Blick auf die Unterlagen gerichtet:

„Für die Grundlagenforschung interessant waren zwei Präsentationen. Die eine zeigte mit einer bildgebenden Methodik gemachte Messungen am Patientengehirn, die klar darauf hinweisen, dass bei der Schizophrenie in bestimmten Arealen Schrumpfungsprozesse mit anscheinend beachtlichem Zellverlust stattfinden. Ich habe dir von allen interessanten Vorträgen die Abstracts⁵ mitgebracht. Die zweite interessante neue Arbeit zeigte Resultate, die auf eine mitochondriale⁶ Fehlfunktion bei Depression und Schizophrenie hinweisen.“

„Gab es interessante therapeutische Studien?“

Kern blätterte schnell in seinen Aufzeichnungen.

„Ja, eine Reihe von Präsentationen zeigten ermutigende klinische Wirkungen von Aripiprazol in der Schizophrenie. Das Nebenwirkungsprofil, soweit man das beurteilen kann, scheint recht günstig zu sein.“

⁵ Die von den Autoren einer wissenschaftlichen Studie verfasste Kurzfassung der Resultate. Das Format und die maximale Länge dieses Abstracts werden von der Zeitschrift, in der die Daten publiziert werden, vorgeschrieben.

⁶ Die Mitochondrien sind die mikroskopisch kleinen „Energiekraftwerke“ der Zellen.

Hier sehe ich noch etwas Wichtiges: Im Liquor von Schizophrenen wurde eine Erhöhung des Interleukin-1-beta-Spiegels⁷ festgestellt, was einmal mehr die Frage aufwirft, inwieweit entzündliche Prozesse bei der Krankheit eine Rolle spielen.“

„Gibt es neue interessante Präparate in klinischer Entwicklung?“

„Nichts, was wir nicht schon wissen.“

„Neue nichtdopaminerge⁸ Wirkstoffe oder Konzepte?“

„Wie immer, sehr zahlreich, vielversprechend, aber noch Jahre von der klinischen Prüfung entfernt.“

„Irgendetwas zur Behandlung von kognitiven Störungen bei Schizophrenen?“

Kern brauchte etwas Zeit für die Antwort, da er die entsprechende Notiz nicht gleich fand.

„Ja da war doch etwas ... Es gab wieder Versuche, bei schizophrenen Patienten Nikotin als Zusatzmedikation zur Verstärkung der antipsychotischen Wirkung und gleichzeitigen Behandlung der kognitiven Störungen zu verwenden.“ Kern sprach langsam, während er hastig nach den betreffenden Notizen suchte.

„Das wurde mit den verfügbaren, für die Raucherentwöhnung gebräuchlichen Pflastern gemacht. Die präsentierten Resultate waren aufgrund der kleinen Patientenzahl nicht wirklich überzeugend.“

„Was machen diesbezüglich deine eigenen Versuche? Hast du schon angefangen?“

Während Kern die Kongressnotizen wieder in seiner Aktentasche verstaute, setzte er zum Sprechen an: „Ich nehme an, du meinst die Kombinationsversuche. Wir sind mit der Planung soweit fertig, dass wir in circa sechs bis acht Wochen, das heißt unmittelbar nach den jetzt noch laufenden Experimenten, an-

⁷ Interleukin-1 beta ist ein Eiweißbotenstoff, der bei der Entzündung (zum Beispiel als Reaktion auf eine Infektion) eine Schlüsselrolle innehat.

⁸ Den Botenstoff Dopamin im Gehirn nicht betreffend.



<http://www.springer.com/978-3-642-41702-3>

Die Zähne des Paradiesvogels

Ein Wissenschaftsroman

Mondadori, C.

2014, V, 246 S.,

ISBN: 978-3-642-41702-3